



SCHOOL-SCOUT.DE

Unterrichtsmaterialien in digitaler und in gedruckter Form

Auszug aus:

René Descartes - Die 4. Meditation: Über Wahrheit und Falschheit

Das komplette Material finden Sie hier:

School-Scout.de



Erläuterungen zu Abschnitt 8

Trete ich nun näher an mich heran und prüfe, welcher Art meine Irrtümer sind (die allein eine Unvollkommenheit in mir beweisen), so bemerke ich, dass dieselben durch das Zusammenwirken zweier Ursachen bedingt sind, nämlich durch das Erkenntnisvermögen, das ich habe, und durch das Vermögen zu wählen oder die Willensfreiheit: d. h. also durch den *Verstand* in Verbindung mit dem *Willen*.

Durch den Verstand *allein* gelange ich nur zu den Vorstellungen, über die ich ein Urteil fällen kann, und ein eigentlicher Irrtum kann in dem Verstande in diesem Sinne gar nicht vorkommen. Es mögen wohl unzählige Dinge existieren, ohne dass ich eine Vorstellung von ihnen habe. Man kann aber nicht eigentlich sagen, ich sei derselben *beraubt*; man kann nur *negativ* sagen, ich *habe* dieselben *nicht*. Ich könnte ja mit keinem Grunde beweisen, dass Gott mir eigentlich ein größeres Erkenntnisvermögen hätte geben müssen, als er mir wirklich gab! Wenn ich auch einen noch so erfahrenen Künstler in ihm erkenne, so glaube ich darum doch nicht, dass er jedem einzelnen seiner Werke alle jene Vollkommenheiten hätte verleihen müssen, die er einigen verleihen kann.

Ich kann mich aber auch nicht beklagen, dass Gott mir keinen Willen, keine Willensfreiheit gegeben habe, die ausgedehnt und vollkommen genug sei; ich bemerke vielmehr, dass dieselbe in der Tat ohne alle Grenzen ist.

Sehr bemerkenswert ist hierbei, dass *nichts anderes* in mir so vollkommen oder so groß ist, dass ich mir es nicht noch vollkommener und größer denken könnte. Nehme ich z. B. das Erkenntnisvermögen. Ich bemerke sofort, dass es äußerst gering und eng begrenzt ist. Ich bilde mir aber sogleich auch die Vorstellung eines anderen weit größeren, ja des größtmöglichen, unendlichen Erkenntnisvermögens, und eben daraus, dass ich imstande bin, mir dies vorzustellen, erkenne ich, dass es zum Wesen *Gottes* gehört. Ebenso, wenn ich das Erinnerungs- oder das Vorstellungsvermögen oder irgend ein anderes prüfe, so finde ich überhaupt keins, das nicht in mir selbst gering und beschränkt, in Gott aber unermesslich wäre. Der Wille allein oder die *Willensfreiheit* ist es, die ich als so groß erkenne, dass ich sie mir gar nicht größer vorstellen kann. Daher ist sie es auch vorzüglich, vermöge derer ich in mir ein Ebenbild Gottes erkenne.

Freilich ist dieser freie Wille in Gott unvergleichlich größer als in mir, sowohl hinsichtlich der Erkenntnis und Macht, mit der er verbunden ist, und die ihn stärker und wirksamer macht, als auch hinsichtlich des Objektes, da er eine viel weitere Ausdehnung hat. Gleichwohl aber erscheint er, an sich genau betrachtet, seinem Wesen nach *nicht* größer; er besteht nämlich nur darin, dass wir dasselbe tun oder auch nicht tun – d. h. bejahen oder verneinen, erstreben oder fliehen – können, oder vielmehr lediglich darin, dass wir uns von keiner äußeren Macht dazu gezwungen fühlen, wenn wir das bejahen oder verneinen, erstreben oder fliehen, was uns der Verstand vorhält.

Um frei zu sein, brauche ich nämlich keineswegs nach beiden Seiten in gleicher Weise hinzuneigen. Im Gegenteil! Je mehr ich mich der einen Seite zuneige – sei es nun, weil ich in ihr das Wahre und Gute klar erkenne, oder weil Gott in meinem Innersten so mein Denken lenkt – um so *freier* wähle ich diese Seite. Weder die göttliche Gnade, noch die natürliche Erkenntnis beeinträchtigen je meine Freiheit, sondern mehren und kräftigen sie vielmehr! Jene Indifferenz aber, die ich empfinde, wenn nichts mich mehr nach der einen Seite hintreibt als

nach der anderen, ist die tiefste Stufe der Freiheit; sie darf nicht als Beweis einer Vollkommenheit, sondern lediglich als ein Mangel im Erkennen, als etwas Negatives angesehen werden. Sähe ich immerdar, was wahr und gut ist, ich würde niemals schwanken, wie ich zu urteilen oder zu wählen habe! Ich würde völlig *frei*, aber niemals indifferent sein!

Descartes geht nun auf den Charakter der Irrtümer ein und erkennt: der **Irrtum ist Wirkung eines Zusammenspiels der Ursachen Willensbetätigung und Erkenntnis; von Willen (-sfreiheit) und Verstand.**

Im Verstand allein kann eigentlich kein Irrtum entstehen. Denn im Verstand entstehen ja nur gewisse Bilder, also Vorstellungen und die Existenz dieser Vorstellungen ist ja unzweifelhaft wahr, nur existieren eben nur im Verstand. Mein Verstand ist dennoch unvollkommen, denn er vermag nicht Ideen von allen Gegenständen zu erfassen. Dass eine solche Unvollkommenheit besteht kann ich nur feststellen, für Gott gab es keine Notwendigkeit mich vollkommener auszustatten. **Hinsichtlich meiner Willensfreiheit bin ich mit vollkommener Freiheit versehen.** Die näherer Prüfung aller meiner Fähigkeiten finde ich heraus, dass sie alle sehr beschränkt und unvollkommen sind, allein die Willensfreiheit, also Wille und freie Entscheidung, scheint unbeschränkt. Über ihre Vollkommenheit verstehe ich mich als Abbild Gottes. In ihr erfahre ich diese Größe, dass ich keine Vorstellung etwas noch Umfassenderen mir bilden könnte.

Wenn Descartes von dieser Größe der Willensfreiheit spricht, so zielt er nicht auf das Vermögen und das Bezugsobjekt des Willens ab, sondern auf das Wesen der Willensfreiheit, nämlich die freie Entscheidung für sich wählen zu können. Diese Wahl ist absolut unabhängig von meiner Erkenntnis oder der Eingebung Gottes, was wahr und gut ist. Ich selbst wähle absolut frei. In dieser kompletten Unabhängigkeit, sich nicht von Erkenntnis oder Eingebung beeinflussen zu lassen, sieht Descartes eine Gleichgültigkeit, die für ihn das geringste Maß an Freiheit bedeutet, negativ konnotiert ist. Denn sie beruht doch darauf, dass meine Erkenntnis unvollkommen ist, denn würde ich die Dinge klar und deutlich sehen, müsste ich nicht zwischen Handlungsmöglichkeiten wählen: allein das wäre die vollkommene Freiheit. Das, was ich infolge meiner mangelnden Erkenntnis für Freiheit ansehe, ist nur ein Unentschiedensein bedingt durch die nur verworrene Erkenntnis, die mir mehrere Handlungsmöglichkeiten aufzeigt, zwischen denen ich schwanke, weil ich das Wahre nicht irrtumsfrei zu erkennen vermag.

Erläuterungen zu Abschnitt 9

Hieraus ersehe ich nun, dass weder die mir von Gott verliehene Willenskraft, an sich betrachtet, die Ursache meines Irrtums sein kann; denn sie ist von größter Ausdehnung und vollkommen in ihrer Art. Noch auch kann es die Erkenntniskraft sein, denn da ich mein Erkennen von Gott habe, ist zweifelsohne alles richtig, was ich erkenne und ich kann mich darin nicht täuschen.

Woher also entstehen meine Irrtümer?

Offenbar nur daraus, dass der Wille sich weiter erstreckt als mein Verstand, und dass ich ihn nicht in den nämlichen Schranken halte, sondern auch *auf das Nichterkannte ausdehne*. Da er gegen dieses sich indifferent verhält, weicht er leicht vom Wahren und Guten ab, und so *irre* und *sündige* ich.

Als Ergebnis der Betrachtungen über den Verstand, dessen richtiges Erkennen Gott mir verliehen hat, und die Willensfreiheit, die ihrem Wesen nach vollkommen ist, stellt sich heraus, dass **die Fähigkeiten für sich genommen jeweils nicht Quelle der Irrtümer sein können.**

Die Erkenntnis des Verstandes ist auf ein gewisses Gebiet begrenzt, der Wille ist seinem Wesen nach aber unendlich, denn wir nehmen so viele Gegenstände wahr, es gibt so viele Objekte, selbst solche des göttlichen Willens, worauf sich unser eigener Wille beziehen kann. Der Wille geht also über durch gesicherte, gewisse Erkenntnis erschlossene Feld hinaus ins Unklare, Ungewisse. Auf diese Weise entsteht der Irrtum: der Wille verhält sich eben gleichgültig gegenüber den Grenzen der gewissen Erkenntnis.

Erläuterungen zu Abschnitt 10

Als ich beispielsweise dieser Tage untersuchte, ob irgend etwas in der Welt existierte, und als ich bemerkte, dass eben daraus, dass ich es prüfte, *mein Dasein* evident folgte, da *konnte ich* nicht anders urteilen, als es sei *wahr*, was ich so klar erkannte, und zwar war ich zu diesem Urteil nicht durch eine äußere Macht gezwungen, sondern diese große Neigung meines Willens war eine Folge der großen Erleuchtung meines *Verstandes*, und so war mein Fürwahrhalten um so *selbständiger* und *freier*, je weniger ich dabei indifferent war.

Nun weiß ich aber nicht bloß, dass ich – insoweit ich ein denkendes Wesen bin – existiere, es schwebt mir auch eine Vorstellung der körperlichen Natur vor, und so kommt es, dass ich im Zweifel bin, ob die Denknatur, die in mir ist, oder die ich vielmehr selber bin, von jener Körnernatur verschieden ist, oder ob beide ein und dasselbe sind.

Ich nehme nun an, mein Verstand finde noch keinen Grund, der ihm das Eine wahrer erscheinen lasse als das Andere, und offenbar treibt mich daher nichts an, das Eine oder das Andere zu bejahen oder zu verneinen, oder mich überhaupt jeden Urteils darüber zu enthalten. Diese Indifferenz erstreckt sich sogar nicht nur auf das, was der Verstand gar nicht erkennt, sondern überhaupt auf alles, was er nur mangelhaft erkennt zur Zeit, da er die Entscheidung in Erwägung zieht. Mögen noch so wahrscheinliche Vermutungen mich nach der einen Seite hindrängen, der Umstand allein, dass ich weiß, es sind nur Vermutungen und keine sicheren, unzweifelhaften Gründe, dies allein ist mir Veranlassung genug, meine Zustimmung dem Gegenteil zuzuwenden!

Das habe ich ja in diesen Tagen zur Genüge erfahren, als ich alles für gänzlich falsch annahm, an dessen Wahrheit ich früher ganz fest geglaubt hatte, und zwar aus dem einen Grunde, weil ich fand, man könne irgendwie daran zweifeln!

Descartes geht nun auf frühere Erkenntnisse zurück: aus der Tatsache, dass ich denke, habe ich geschlossen, das ich existiere. Zu diesem Urteil gelangte ich des-

halb durch die Eingebung der natürlichen Einsicht. In diesem Punkt verhielt ich mich demnach nicht unentschieden, sondern in absoluter Freiheit. Bezogen auf die Willensfreiheit bedeutet dies, dass **ich frei handle, wenn das Erkennen meines Verstandes den Willen lenkt, unfrei Ursachen der Außenwelt mich zu etwas bewegen** (indirekt hat aber auch in solchen Konstellationen die Außenwelt ihren Einfluss, denn Descartes will ja schließlich darauf hinaus, dass die Idee ihren Inhalt, die *realitas objectiva*, von der Außenwelt beziehen; alles Erkennen hat seine Voraussetzung demnach in der Außenwelt. Allerdings gibt es ja noch die natürliche Einsicht, die dank ihres Ursprungs in Gott vollkommen, wahrhaftig ist).

In diesen Gedanken hat sich gezeigt, dass wir in unserem Willen frei sind, indem wir alles um uns herum systematisch in Zweifel gezogen haben, sogar einen allmächtigen, uns in allen Dingen täuschenden Geist angenommen haben: in jenem Punkt wird diese Freiheit offenbar, mit der wir uns keine Urteile zugestehen, wo etwas nicht klar und deutlich erscheint.

Über die Gewissheit meiner Existenz hinaus, erkenne ich mich als denkendes Wesen und habe vom Körperlichen eine Idee. Jetzt stellt sich die Frage, ob Denken und Körper identisch sind:

Descartes stellt zunächst die Prämisse auf, dass der Verstand mir keine gewissen Gründe, nur Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten für eine bestimmte Antwort liefert. Da ich gewohnt bin alles, was nicht klar und deutlich erkannt wird, anzuzweifeln, muss ich mich eines Urteils enthalten.

Erläuterungen zu Abschnitt 11

Wenn ich nun die Wahrheit nicht klar und deutlich genug erkenne, und ich enthalte mich des Urteils, so handle ich offenbar recht und bin vor Irrtum bewahrt. Urteile ich aber »so ist es« oder »es ist nicht so«, dann mache ich einen verkehrten Gebrauch von meiner Willensfreiheit! Wende ich mich dabei dem Falschen zu, so *irre* ich eben. Im anderen Falle treffe ich zwar zufällig das Richtige, bin aber doch nicht ohne Schuld, da mir die Vernunft sagt, dass die geistige Auffassung stets der Entscheidung des Willens vorausgehen müsse.

Diese verkehrte Anwendung der Willensfreiheit schließt jenen Mangel in sich, der das Wesen des Irrtums ausmacht. In der *Anwendung*, sage ich, die von *mir* ausgeht, liegt jener Mangel, nicht aber in dem Vermögen selbst, das ich von *Gott* empfang; auch nicht in dem Gebrauche desselben, soweit er von *Gott* abhängig ist!

Solange ich mich bezüglich nicht klar und deutlich erkannter Gegenstände eines Urteils enthalte, ist auch ein Irrtum ausgeschlossen. Wollen wir Gebrauch machen von unserer Willensfreiheit, so müssen wir unserer Vernunft gehorchen und zunächst eine klare, deutliche Erkenntnis im Geiste haben, bevor wir uns mit dem Willen frei entscheiden. **Die Irrtumsanfälligkeit ist also Konsequenz der Unvollkommenheit in unserem Handeln, im Gebrauch unserer Freiheit.**

Erläuterungen zu Abschnitt 12

Dass Gott mir keine größere Verstandeskraft, keine größere natürliche Einsicht verliehen, als ich nun einmal habe, darüber kann ich mich in keiner Weise beklagen, denn es liegt im Wesen des *endlichen* Verstandes, vieles nicht zu erkennen, und im Wesen des *geschaffenen* Verstandes, *endlich* zu sein. Ich bin dem, der mir nie was schuldig war, zu Dank verpflichtet für das, was er mir schenkte, und ich darf nicht etwa meinen, er hätte mir das vorenthalten, was er mir nicht gab, oder er hätte es mir *weggenommen!*

Descartes kommt zu der Schlussfolgerung, dass der fehlende Verstand nicht Gott angelastet werden kann. Vielmehr ist eine Notwendigkeit, dass endliche Verstand im Gegensatz zum unendlichen nicht alles erkennen kann: darin liegt das **Charakteristische des endlichen Verstandes**. Das Unendliche ist allein Gott vorbehalten. Gott ist in seiner Macht allen anderen Wesen gegenüber vollkommen frei und unabhängig.

Erläuterungen zu Abschnitt 13

Auch darüber darf ich mich nicht beklagen, dass er meinem Willen eine größere Ausdehnung gegeben als meinem Verstande. Da nämlich der Wille Eins und gleichsam unteilbar ist, so scheint es seiner Natur zu widersprechen, dass von ihm etwas weggenommen wird, und fürwahr, je größer er ist, umso mehr bin ich seinem Geber zu Dank verpflichtet!

Descartes weitet den Gedanken auf den Willen aus: die ungünstige Relation zu unserem Verstand ist dem Wesen des Willens geschuldet. Nach Descartes' Ansicht ist der Wille gleich etwas Unteilbarem; diesem Gedanken widerspricht daher eine Beschränkung.

Erläuterungen zu Abschnitt 14

Schließlich darf ich auch darüber nicht klagen, dass Gott beim Zustandekommen jener Willensakte – jener Urteile, in denen ich irre – mitwirkt. Jene Akte sind, soweit sie von Gott abhängen, durchaus wahr und gut, und meine Vollkommenheit ist in gewissem Sinne größer, weil ich sie hervorzurufen vermag, als wenn ich dies nicht vermöchte, der Mangel aber, in dem allein das eigentliche Wesen des Irrtums und der Schuld besteht, bedarf keiner Mitwirkung Gottes, denn sie sind nichts Positives, und können, in Beziehung auf Gott als ihre Ursache nicht als ein Fehler, sondern nur als etwas Negatives bezeichnet werden. Es ist keine Unvollkommenheit Gottes, dass er mir die Freiheit gab, auch Dingen zuzustimmen oder nicht, deren klare und deutliche Erkenntnis er meinem Verstande versagte. Zweifelsohne aber ist es eine Unvollkommenheit *meinerseits*, wenn ich jene Freiheit missbrauche und über Dinge urteile, die ich nicht recht verstehe.

Doch meine ich, Gott hätte es wohl leicht so einrichten können, dass ich *nicht* irrte und dabei doch frei und von beschränkter Erkenntnis bliebe. Er hätte nur meinem Verstande eine klare und deutliche Auffassung alles dessen zu geben brauchen, das ich je in Erwägung ziehen könnte; oder er hätte es nur meinem Gedächtnis unvergesslich einprägen sollen, dass ich nie



SCHOOL-SCOUT.DE

Unterrichtsmaterialien in digitaler und in gedruckter Form

Auszug aus:

René Descartes - Die 4. Meditation: Über Wahrheit und Falschheit

Das komplette Material finden Sie hier:

School-Scout.de

